

Die Sprache lebt und verändert sich

Margrith Bohren hat im Hotel Kreuz und Post aus ihrem neusten Buch Grindelwalder Geschichten «Uf die einte waarted mu» vorgelesen. Die Autorin ist in diesem Dorf aufgewachsen.



Margrith Bohren las spannende Episoden aus ihrem neusten Buch in der Lounge des Hotels Kreuz und Post vor. Foto: Anita Schurter

Ein interessiertes Publikum lauschte vergangenen Samstag gebannt den Erzählungen der Autorin Margrith Bohren aus ihrer neusten Publikation «Uf die einte waarted mu». Beim «z Fadeschlaan», so Margrith Bohren, habe sie sich überlegt, ob es eine Art Lackmustest gebe, wenn eine Grindelwalderin lese, die nun schon fast ein halbes Jahrhundert in der Innerschweiz lebt. Oder ob sie nicht doch mit Kredit rechnen könne, weil sie neben dem Küssnacher Bürgerrecht auch das von Grindelwald behalten habe. Nachdem die Schriftstellerin zwar von Anfang an Gedichte im Dialekt verfasst, Erzählungen aber bisher immer in der so genannten Hochsprache geschrieben hatte, war es für sie natürlich besonders spannend zu sehen, wie ihre ersten Mundarterzählungen bei einem Publikum aus lauter Experten für Grindelwalder Deutsch ankamen.

Zur Einleitung, um dem Publikum «en Handlout» zu ihrer Schreibweise zu geben, las die Autorin aus dem ersten Kapitel des neu erschienenen Bandes, das den bezeichnenden Titel «Es Gländer schtatt en erschti Gschicht» trägt. Darin erzählt sie von ihrer Sicht des Verhältnisses zwischen Mundart und Hochsprache. Sie könne nicht verstehen, warum etliche Menschen der Überzeugung seien, es gebe eine Rangordnung zwischen den zwei Sprachen, wobei die Schrift- oder Hochsprache etwas völlig anderes als der Dialekt sei und über diesem stehe. Nach ihrer Auffassung diene es niemandem, die Schriftsprache gegen den Dialekt auszuspielen – oder umgekehrt. Vielmehr empfinde sie es als eine besondere Chance und ein Vorrecht, zwischen beiden Möglichkeiten wählen zu können: «Mundart und Hochdeutsch sind einfach zwei verschiedene Wege, sich auszudrücken und mitzuteilen.»

Feinarbeit beim Wortschatz

Aus dem «Gländer» vorlesend, erzählte Margrith Bohren auch von den Schwierigkeiten bei der schriftlichen Ausarbeitung der «Gschichti.» So musste sie zum Beispiel, da keine «zwingende», standardisierte Rechtschreibung für den Dialekt existiert, aus verschiedenen Varianten eine auswählen und diese in der endgültigen Niederschrift auch einheitlich verwenden. Dabei, und auch in der Feinarbeit am verwendeten Wortschatz, wurde sie von Werner Steuri, einem wahrhaften Kenner der Grindelwalder Sprache, fachmännisch unterstützt. Diese Zusammenarbeit ging freilich nicht immer ohne Reibungen vonstatten, zwei gleiche und doch verschieden geprägte Persönlichkeiten mussten sich da miteinander auseinandersetzen. Auf der einen Seite die Autorin, die zwar aus Grindelwald stammt, aber schon fast fünfzig Jahre in der Diaspora lebt, auf der andern ihr sprachlicher Berater, Lektor und Lehrer, der den Dialekt noch so urchig redet, dass man glauben könnte, «är heigi nie e Fues vor ds Tal usi gsetzt.» Die Autorin realisierte, dass sie viele Ausdrücke, die ihr früher geläufig waren, erst wieder abrufen konnte, wenn ihr der Lektor «uf d Schpring gholfen hed.» Der fast eine Generation ältere Lektor hingegen sah ein, dass «e Schpraach, waa läbt, si o geng verändert un es gwisses Ermässe muess zuelaan», dass sie «under ner luftdichte Chääsgloggen versärbled un yngeid.» Wie das Publikum schliesslich beim Hören zweier Erzählungen erfahren durfte, liess die Zusammenarbeit der beiden Persönlichkeiten hervorragende Früchte reifen. Die dem Erzählband beiliegenden CDs wurden übrigens alle von Werner Steuri besprochen, dieser, so Margrit Bohren, lese ihre Geschichten unverfälschter, prägnanter und melodischer als sie selber. Nach den einleitenden Ausführungen der Autorin trug Werner Steuri die Erzählung «Dr Cresta Run» vor, abschliessend die Autorin persönlich die Geschichte «Frisch gsoled Schue.»

«Dem Tyfel ab em Chare gchyd»

In den Nachkriegsjahren war es im Gletscherdorf mit Spielsachen nicht gerade weit her. In den Läden wurde wenig angeboten, und sogar für das Wenige fehlte bei den meisten Eltern das Geld. Not macht bekanntlich erfinderisch. Und so entstanden selbst erfundene Spiele wie das der halbschweizerischen Schlittenabfahrt der beiden Wirtstöchter im Treppenhaus des Hotels Bernerhof. Nachdem eine der Töchter mit dem Schlitten vor den staunenden Feierabendgästen am Stammtisch gelandet war, riss Bohren Adelfi, der Bernerhofwirt, diese «a Flächten» (an den Zöpfen) und sagte ihr «alli Gottsäärdeschand.» Die Gäste hingegen beruhigten den Wirt und meinten, «das syge wahrhaft zwei uufgweckti Nummero, die sygen gwiss dem Tyfel ab em Chare gchyd, enem faarenden derzue; denen chemi zminscht eppis i Siin.»

In schönen Schuhen könne man der halben Welt auf dem Kopf herumtanzen, habe das damalige Zimmermädchen des Hotels Bernerhof einst im Vertrauen zur Mutter von Margrith Bohren gesagt. Bevor klein Margrith sich aber Schuhe nach ihrem Geschmack auswählen durfte, vergingen lange Jahre des ungeliebten, von der Mutter befohlenen, Schuheputzens und -polierens für die Hotelgäste und des Tragenmüssens von nicht gerade eleganten, dafür dauerhaften, mit verstärkenden Beschlägen versehenen, mehrfach wiederbesohlbaren Schuhen. In ihrem Leiden wusste das Mädchen, «Wen i eis grossi bin, traagen i scheen Schue.» Der Tag kam, an dem sie zum ersten Mal alleine ins Schuhgeschäft durfte und eine Schuhschachtel mit samteneu Ballerinaschuhen nach Hause trug: «Waan i mit dr Schuetrucken us em Laden usi biin, han i deicht, i miesst chenne flygen. Äs ischt mr vorchoon, als ob i Fligel u nid Schue gchouft hätt.» Die Ballettschuhe behandelte das Mädchen dann mit grösster Sorgfalt. Die federleichten Schuhe hielten schliesslich ganze zwei Sommer lang, bis zu dem Zeitpunkt, wo Margrith von zu Hause wegzog und sich vom mageren Sackgeld den ersten Ersatz für die Wunderschuhe kaufen konnte.